

(Nachdruck verboten.)

61] Foma Gordjejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner

Foma brach in lautes Lachen aus, sah sich an den Seiten und wiegte sich auf den Beinen hin und her, indem er den Kopf emporhob.

In diesem Augenblick winkten einige von den Anwesenden einander schnell zu, stürzten auf einmal über Foma her und preszten ihn mit ihren Körpern zusammen. Es begann ein Gewühl.

„Hat man Dich nun!“ keuchte jemand.

„So macht ihr's?“ schrie Foma heiser auf.

Eine halbe Minute lang wälzte sich ein ganzer Haufen schwarzer Gestalten auf demselben Fleck herum, stampfte schwer mit den Füßen, und man hörte halberstickte Ausrufe:

„Stürzt ihn zu Boden!“

„Haltet seinen Arm . . . o!“

„Beim Bart!“

„Gebt Servietten her . . . bindet ihn mit Servietten . . .“

„Du willst beißen?“

„So! Nun? Na also!“

„Schlage nicht! Unterstich Dich nicht, zu schlagen!“

„Jetzt sind wir fertig.“

„Er ist aber kräftig.“

„Tragen wir ihn dorthin . . . zum Bord . . .“

„In die Luft . . . hihi!“

Sie schleiften Foma zum Bord hin, legten ihn an die Wand der Kapitänskajüte und traten beiseite, indem sie sich die Kleider ordneten und die schweißigen Gesichter abwuschten. Vom Kampf ermüdet und durch die Schmach seiner Niederlage entkräftet, lag Foma schweigend, zerlumpt, verschmiert, mit Servietten und Handtüchern an Händen und Füßen gebunden da. Mit blutunterlaufenen runden Augen blickte er in den Himmel, sein Blick war stumpf und trübe wie bei einem Idioten, und die Brust hob sich schwer und ungleichmäßig.

Jetzt kam die Reihe an ihn, verspottet zu werden. Subow begann damit. Er trat zu Foma hin, stieß ihn mit dem Fuß in die Seite und fragte mit süßlicher Stimme, zitternd vor Vergnügen, sich rächen zu können:

„Nun, Du dommergleicher Prophet? Koste jetzt einmal die Süßigkeit der babylonischen Gefangenschaft aus, haha!“

„Warte,“ sagte Foma mit heiserer Stimme, ohne ihn anzublicken. „Warte . . . bis ich ausgeruht bin. Ihr habt mir meine Junge nicht festgebunden.“ Doch während Foma das sagte, begriff er schon, daß er nichts mehr thun und sagen konnte. Nicht weil er gebunden war, sondern weil etwas in ihm verbrannt war, und es in seiner Seele dunkel und leer wurde.

Resnikow gesellte sich zu Subow. Dann kamen die andren . . . Bobrow, Kononow und noch ein paar Kaufleute gingen unter der Führung Jakow Majakins auf das Roof zu, indem sie leise mit einander sprachen.

Das Schiff näherte sich mit vollem Dampf der Stadt. Von der Erschütterung des Schiffskörpers zitterten und klirrten die Flaschen auf den Tischen, und dieser klirrende, klagende Ton drang am deutlichsten zu Foma hin. Um ihn stand eine Menschenmenge, die ihm böshafte, kränkende Worte zurief.

Doch Foma sah die Gesichter dieser Menschen wie im Nebel, und ihre Worte drangen ihm nicht bis ans Herz. In ihm wuchs aus der Tiefe seiner Seele ein großes, bitteres Gefühl; er verfolgte dessen Wachstum, und obgleich er es noch nicht begriff, fühlte er schon etwas Vanges und Erniedrigendes darin.

„Ueberleg Dir's nur, Du Windbeutel, wie Du Dich zugerichtet hast,“ sprach Resnikow. „Was für ein Leben ist für Dich jetzt möglich? Jetzt wird ja niemand von uns Dich auch nur ansprechen wollen.“

„Was habe ich gethan?“ fragte sich Foma. Die Kaufmannschaft stand als eine dichte, dunkle Masse um ihn herum.

„Ja“, sagte Jaschtschurov, „jetzt ist es aus mit Dir, Foma.“

„Warte nur“, brummte Subow leise.

„Macht mich frei!“

„Schon gut! Birst auch so liegen können.“

„Macht mich frei!“

„Nein. Wir danken schön dafür!“

„Ruht den Paten.“

Doch Jakow Tarassowitsch kam jetzt selbst. Er trat heran, blieb vor Foma stehen, musterte dessen ausgestreckte Gestalt forschend mit den strengen Augen und senzte schwer auf.

„Nun, Foma . . .“ begann er.

„Bindet mich los!“ bat Foma leise, mit tonloser Stimme.

„Du würdest wieder etwas anstellen. Nein, bleib' nur so liegen,“ antwortete ihm der Pate.

„Ich werde kein Wort mehr sagen; ich schwöre bei Gott! Bindet mich los, ich schäme mich! Um Christi willen, ich bin ja nicht betrunken. Ihr braucht mir ja die Hände nicht freizugeben.“

„Schwörst Du, daß Du nichts mehr anstellen willst?“ fragte Majakin.

„O Gott! Nein, nein,“ stöhnte Foma.

Man band ihm die Füße los, während die Hände gefesselt blieben. Als er sich erhoben hatte, blickte er alle mit einem lächelnden Lächeln an und sagte leise:

„Ihr habt gesiegt!“

„Wir siegen immer,“ antwortete ihm der Pate, düster lächelnd.

Mit auf dem Rücken festgebundenen Händen ging Foma schweigend, ohne die Augen zu heben, zum Tisch hin. Er erschien kleiner und magerer. Die zerzausten Haare fielen ihm auf die Stirn und die Schläfen; die zerrissene und zerdrückte Hemdbrust war aus der Weste herausgefrochen, und der Stragen bedeckte ihm die Lippen. Er drehte den Kopf hin und her, um den Stragen unter das Kinn zu schieben, doch es gelang ihm nicht. Da trat der grauhaarige Alte an ihn heran, brachte ihm alles wieder in Ordnung, blickte ihm lächelnd in die Augen und sagte:

„Man muß darüber hinwegkommen.“

Jetzt, in Majakins Anwesenheit, schwiegen alle, die Foma verspottet hatten, blickten den Alten fragend und neugierig an und erwarteten etwas von ihm. Er war ruhig, doch seine Augen glänzten, dem Vorfall ganz unangemessen, zufrieden und hell.

„Gebt mir Schnaps,“ bat Foma, der sich an den Tisch gesetzt hatte und sich mit der Brust auf den Rand stützte. Seine gebückte Gestalt war armselig und hilflos. Um ihn herum sprach man halblaut und ging mit einer gewissen Vorsicht hin und her. Und alle blickten bald ihn, bald Majakin an, der sich ihm gegenüber hinsetzte. Der Alte gab seinem Lauskind nicht gleich Schnaps. Er blickte ihn erst forschend an, schenkte dann langsam ein Gläschen voll ein und brachte es endlich schweigend an Fomas Lippen. Foma saugte den Schnaps in sich und bat:

„Mehr!“

„Es ist genug,“ antwortete Majakin.

Gleich darauf trat eine bedrückende Minute des vollkommenen Schweigens ein. Alles trat lautlos auf den Fußspitzen zum Tisch hin und reckte dann den Hals aus, um Foma zu sehen.

„Nun, Foma, verstehst Du jetzt, was Du gethan hast?“ fragte Majakin. Er sprach leise, doch alle hörten seine Frage. Foma schüttelte den Kopf und schwieg.

„Dir wird nicht verziehen werden,“ sprach Majakin fest und mit erhobener Stimme weiter. „Trotzdem wir alle Christen sind, werden wir Dir nicht verzeihen. Das sollst Du wissen!“

Foma hob den Kopf und sagte nachdenklich:

„Und Sie habe ich ganz vergessen, Vater. Sie haben von mir nichts zu hören bekommen.“

„Da haben wir's! rief Majakin erbittert aus und wies mit der Hand auf sein Lauskind hin. „Seht Ihr?“

Man hörte ein dumpfes Murren des Protestes.

„Nun, es ist ja ganz einerlei,“ sprach Foma seufzend weiter. „Es ist einerlei. Es ist nichts, gar nichts dabei herausgekommen.“

Und er beugte sich wieder über den Tisch.

„Was wolltest Du denn?“ fragte der Pate streng.
 „Was ich wollte?“ Foma hob den Kopf, blickte die
 Kaufleute an und lächelte. „Ich wollte etwas . . .“
 „Trunkenbold, Schurke!“
 „Ich bin nicht betrunken!“ entgegnete Foma mürrisch.
 „Ich habe nur zwei Gläser getrunken. Ich war ganz
 nüchtern . . .“
 „Du hast also recht, Jakob Tarassowitsch,“ sagte Bobrow,
 „er ist nicht bei vollem Verstand . . .“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Schidung des Dana Da.

Von Rudyard Kipling. Deutsch von Erich Petersson.

Es gab einmal eine Sorte Leute in Indien, die einen neuen Himmel und eine neue Erde schufen — aus ein paar zerbrochenen Theetassen, einer oder zwei Messingbrochen und einer Haarbürste. Diese Sachen waren unter Büschen versteckt oder in Löcher an den Bergabhängen gestopft, und ein vollständig eingerichteter Dienst von untergeordneten Göttern pflegte sie zu finden und wieder auszubessern und jedermann sprach: „Es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsre Schultweisheit sich träumen läßt.“ Verschiedene andre Sachen passierten auch noch, aber die Religion schien doch nie weit über ihre ersten Offenbarungen hinauszugehen, abgesehen davon, daß sie noch einen Luftlinien-Postdienst einführte, und Orchester-Esstelle, um auf der Höhe der Zeit zu bleiben und die Konkurrenz zu unterdrücken.

Zum gewöhnlichen Gebrauch war diese Religion zu elastisch. Sie streckte sich und eignete sich Stüde von allem an, was die Medizinnänner aller Zeitalter fabriziert haben. Sie fand Gefallen an einigem aus der Freimaurerei und stahl es sich, plünderte die Rosenkreuzer um die Hälfte ihrer süßlichen Worte, nahm sich einige Fragmente ägyptischer Philosophie, die sie im Konversationslexikon fand, anneltierte so viel aus dem Vedas, als ins Französische und Englische übersezt worden ist, und salbaderte zu allem den Rest selbst hinzu. Aus deutschen Uebersetzungen baute sie sich das zurecht, was von der Bend Avesta übrig geblieben ist; sie unterstützte weiße, graue und schwarze Magie, samt Spiritismus, Wahrsagen aus der Hand und Schöpferzeiten mit Karten, gerösteten Kastanien, Nüssen mit Doppellernen und Talgtröpfen. Sie hätte auch Woodoo*)-Zaubereien in ihr Programm aufgenommen, wenn sie etwas davon gewußt hätte, und bewies sich überhaupt in jeder Beziehung als eine der gefälligsten Einrichtungen, die jemals seit Bestehen des Meeres erfunden worden sind.

Als die Maschinerie im vollsten Gange war, und alles in Ordnung und vollständig, bis zu den Subskriptionen herunter, da kam Dana Da an, von nirgendwoher mit leeren Händen, und schrieb ein Kapitel in der Geschichte dieser Religion, das bisher noch nicht veröffentlicht worden ist. Er erzählte, daß sein erster Name Dana wäre, und sein zweiter Da. Nun ist aber Dana ein Name der Whils, und Da nennt sich kein Eingeborener Indiens, wenn man nicht das bengalische De als die ursprüngliche Aussprache ansehen will. Das ist lappländisch oder finnisch; und Dana Da war weder Lappe, Finne, Chinese, Whil, Bengale, Nair, Gond, Romane, Turkmene, Moqh, Kurde, Armenier, Levantiner, Jude, Perser, Parje, Pendschabmami, Madrase, noch sonst irgend eine Gattung Mensch, die den Ethnologen bekannt ist. Er war einfach Dana Da und lehnte es ab, weitere Aufklärungen zu geben. Der Kürze halber und um seinen Ursprung so ungefähr anzudeuten, nannte man ihn den „Eingeborenen“. Viel leicht war er der originale „Alte von den Bergen“, der, wie man sagt, das einzig richtige Oberhaupt der Theetassen-Religion sein soll. Einige Leute sagten, daß er es wäre, aber Dana Da pflegte zu lächeln und leugnete jede Verbindung mit jenem Kultus ab, indem er erklärte, er sei ein „unabhängiger Experimentator“.

Wie gesagt, er kam von nirgendwoher, die Hände auf dem Rücken, und studierte die Religion drei Jahre lang, indem er zu den Füßen der besten Deuter aller ihrer Mystereien saß. Dann lächelte er laut und ging fort, und das Lachen mochte entweder von Bewunderung oder von Verachtung herrühren.

Als er wiederkam, hatte er zwar kein Geld, aber sein Stolz war ungebrochen. Er erklärte, daß er mehr über die Dinge im Himmel und auf Erden wüßte, als die, die ihn belehrt hätten, und wegen dieser Pösterung verließ man ihn von allen Seiten.

Sein nächstes Erscheinen im öffentlichen Leben fand in einem Militärquartier in Oberindien statt, und dort verkündete er die Zukunft mit Hilfe dreier Weinwürfel, eines sehr schmutzigen alten Luches und einer kleinen Zinnbüchse voll Opiumpillen. Er weisagte besser, wenn man ihm eine halbe Flasche Whisky spendierte; aber die Dinge gar, die er im Opiumwansch hervorbrachte, waren das Geld vollkauf wert. Er befand sich in heruntergekommenen Verhältnissen. Unter andren Leuten weisagte er auch einem Engländer, der sich früher auch für die Theetassenrichtung interessierte, dann aber geheiratet und

all sein Wissen über der Beschäftigung mit Dabies und ähnlichen Dingen vergessen hatte. Der Engländer erlaubte Dana Da aus Gnade und Barmherzigkeit, ihm die Zukunft zu verkünden, und gab ihm fünf Rupien, ein Mittagessen und ein paar alte Kleider. Als er gegessen hatte, bedankte Dana Da sich und fragte, ob er irgend etwas für seinen Gastgeber thun könnte.

„Giebt es jemand, den Ihr liebt?“ fragte Dana Da.
 Der Engländer liebte seine Frau, aber er trug kein Verlangen, ihren Namen in diese Unterhaltung zu ziehen. Er schüttelte also den Kopf.

„Giebt es jemand, den Ihr hasset?“ fragte Dana Da.
 Der Engländer sagte, daß es mehrere Leute gäbe, die er aus tiefster Seele hasste.

„Sehr schön,“ sagte Dana Da, auf den der Whiski und das Opium schon ihre Wirkung auszuüben begannen, „nennt mir nur ihre Namen, und ich will eine „Schidung“ gegen sie loslassen und sie töten.“

Eine Schidung nun ist eine schreckliche Einrichtung, die zuerst, wie man sagt, in Island erfunden wurde. Es ist ein Ding, das von einem Zauberer ausgeschiedt wird und jede Form annehmen kann; in den meisten Fällen aber wandelt es in Gestalt einer kleinen purpurnen Wolke über das Land, bis es den fudet, gegen den es ausgeschiedt ist, und dann tötet es ihn, indem es die Gestalt eines Pferdes oder einer Rake oder eines Mannes ohne Gesicht annimmt. Es ist nicht gerade ein Patent der Eingeborenen, obgleich chamars der höheren Kasten, wenn sie geärgert werden, eine Schidung loslassen können, die nächtlich auf der Brust ihres Feindes sitzt und ihn beinahe tötet. Aus diesem Grunde vertrauen es sich auch sehr wenig Eingeborene, einen chamara zu ergründen.

„Läht mich eine Schidung loslassen,“ sprach Dana Da; „ich bin jetzt beinahe tot nach dem langen Notleidenden und vom Trinken und vom Opium, aber bevor ich sterbe, möchte ich noch gern einen Menschen töten. Ich kann eine Schidung senden, wohin Ihr nur wollt, und in jeder Gestalt, ausgenommen in der Gestalt eines Mannes.“

Der Engländer hatte keine Feinde, die er zu töten wünschte, aber, teils um Dana Da zu beruhigen, dessen Augen rollten, und teils um zu sehen, was erfolgen würde, fragte er, ob sich nicht eine sanftere Art von Schidung vornehmen ließe, eine Schidung, die einem Menschen das Leben zur Last werden ließe, und ihm doch weiter keinen Schaden zufüge. Wenn dies möglich wäre, erklärte er sich bereit, Dana Da zehn Rupien für den Scherz zu geben.

„Ich bin nicht mehr, was ich einst war,“ sagte Dana Da, „und ich muß das Geld nehmen, denn ich bin arm. Gegen welchen Engländer soll ich die Schidung loslassen?“

„Läht eine Schidung los gegen Lone Sahib“, antwortete der Engländer, den Namen eines Mannes nennend, der ihm einst bittere Vorwürfe über seinen Abfall von dem Theetassenglauben gemacht hatte. Dana Da lächelte und nickte.

„Ich selbst hätte keinen besseren Mann auswählen können“, sagte er. „Ich will sehen, daß er die Schidung auf seinem Wege und auf seinem Bett findet.“

Er warf sich auf den Kaminteppeich nieder, verdröste seine Augen, bis nur das Weiße zu sehen war, zitterte am ganzen Körper und fing an, fürchterlich zu schnauben. Das war Magie oder die Wirkung des Opiums, oder die Schidung oder alles zusammen. Als er seine Augen wieder in Ordnung gebracht hatte, versicherte er, daß die Schidung sich auf den Kriegspfad gemacht hätte und in diesem Augenblick der Stadt zusiege, wo Lone Sahib lebte.

„Gebt mir meine zehn Rupien,“ sagte Dana Da ermattet, „und schreibt einen Brief an Lone Sahib. Sagt ihm und allen, die seinen Glauben teilen, daß Ihr und ein Freund eine Macht gebraucht, die größer ist, als ihre. Sie werden sehen, daß Ihr die Wahrheit sprecht.“

Er emfente sich schwankenden Schrittes, nachdem man ihm noch ein paar Rupien versprochen hatte, für den Fall, daß sich die Schidung irgendwie bemerkbar machte.

Der Engländer schickte einen Brief an Lone Sahib, in dem er alles anbrachte, was ihm noch von der Ausdrucksweise des Theetassen-Glaubens erinnerlich war. Er schrieb: „Auch ich habe in den Tagen, da Du mich für einen Abtrümmigen hieltest, Erleuchtung erlangt, und mit der Erleuchtung ist Macht gekommen.“ Dann wurde er so unergründlich tiefsinnig, daß der Empfänger des Briefes sich durchaus keinen Vers daraus machen konnte. Die Sache machte aber doch ziemlichen Eindruck auf ihn, denn er nahm an, daß sein Freund ein „fünffach Gesiegelter“ geworden sei. Wenn ein Mann ein „fünffach Gesiegelter“ ist, kann er mehr thun, als alle Geister zusammen.

Lone Sahib las den Brief auf fünf verschiedene Arten und fing gerade eine sechste Deutung an, als sein Diener hereinkam, mit der Reingkeit, daß eine Rake auf dem Bett liege. Wenn es nur ein Ding gab, das Lone Sahib mehr als alles in der Welt hasste, so war es eine Rake. Er schalt den Diener, daß er das Tier nicht aus dem Hause gebracht hätte. Der Diener sagte, er hätte Angst. Alle Fenster und Thüren des Schlafzimmers seien vom Morgen an geschlossen gewesen, und eine wirkliche Rake hätte unmöglich dort hineingelangen können. Er hätte keine Lust, sich mit der Kreatur einzulassen.

Lone Sahib ging nacht ins Schlafzimmer, und dort, auf dem Kopfkissen seines Bettes, wälzte sich leise winselnd ein kleines weißes Käygen herum; kein vergnügt herumhüpfendes kleines Vieh, sondern

*) Woodoo = Geschwörer, Zauberer, bei den Ungarn der nordamerikanischen Südstaaten.

ein faul und mühsam krabbelndes Tier, das die Augen kaum aufmachte und seine schwachen Krallen ganz ohne Zweck ausstreckte, ein Kästchen, das in den Korb zu seiner Mama gehört hätte. Lone Sahib packte es am Genick und übergab es dem Hausknecht, damit er es extränke. Der Diener wurde mit vier Annas beschwichtigt.

Als Lone Sahib an diesem Abend in seinem Zimmer saß und las, schien es ihm mit einem Male, als ob sich etwas auf dem Kamintisch bewegte, außerhalb des Lichtkreises, den die Lampe warf. Als das Ding aufstieg zu mianen, erkannte er, daß es ein Kästchen war, ein kleines weißes Kästchen, fast noch blind und in höchst elendem Zustande. Er wurde ernstlich wütend und schalt ärgerlich den Diener, der ihm jedoch sagte, daß keine Kage im Zimmer gewesen sei, als er die Lampe hereingebracht habe; und bei wirklichen Kagen von so zartem Alter wäre überdies gewöhnlich die Mutter in der Nähe.

„Wenn der Gebieter auf die Veranda hinausgehen und hordchen will,“ sagte der Diener, „wird er nirgends eine Kage hören. Wie können also das Kästchen auf dem Bett und das Kästchen auf dem Teppich wirklich Kagen sein?“

Lone Sahib ging hinaus, um zu hordchen, und der Diener folgte ihm, aber nirgends hörte man eine Kage nach ihren Kindern schreien. Er kehrte ins Zimmer zurück, nachdem er das Kästchen den Abhang des Hügelgels hinuntergeworfen, und schrieb die Ereignisse des Tages zum Besten aller seiner Mitgläubigen auf. Diese Leute hielten sich für so vollständig frei von Übergläubigen, daß sie alles, was nur ein wenig vom gewöhnlichen Lauf der Dinge abwich, geheimnisvoll wirkenden Kräften zuschrieben. Da es ihr Geschäft war, alles über diese Kräfte zu wissen, standen sie auf einem beinahe undelikat vertrannten Fuße mit Offenbarungen jeder Art. Ihre Briefe fielen von der Zimmerbede herab — ohne Poststempel — und Geister pflegten bei ihnen allnächtlich auf der Treppe auf und nieder zu steigen. Mit Kagen hatten sie aber noch niemals zu thun gehabt.

Lone Sahib verzeichnete also alle Geschehnisse und notierte Stunde und Minute, wie es jeder ordentliche Beobachter von überirdischen Vorgängen thun muß. Jeder Engländer's Brief befeste er dem Schriftstück bei, denn es war ein höchst mysteriöses Dokument und mochte in irgend einer Beziehung zu irgend etwas in dieser oder jener Welt stehen. Ein Unbefangener hätte das ganze konfuse Gewäch vielleicht so überlegt: „Gebt Acht! Ihr habt Euch einmal über mich lustig gemacht, und jetzt werde ich Euch dafür herankriegen!“

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

oo. **Zukunftsträume.** Früher mochte das Zimmer elegant gewesen sein, jetzt sah es ziemlich leer aus. An den Wänden fehlten Bilder, auf den Dielen markierten sich die Stellen, wo ehemals Möbel gestanden hatten. Nur der große Trumeau mahnte noch an vergangene Pracht.

Die Tante blieb auf der Schwelle stehen und überflog mit einem langen Blick das leere Zimmer: „Die Bilder habt Ihr auch schon verkauft?“

„Ja, es bot sich gerade die Gelegenheit.“ Die Witwe seufzte. „Ich hätte den Spiegel auch schon fortgegeben, es wollte ihn aber keiner, weil er oben rund ist.“

„Ach, wir geben ihn überhaupt nicht fort,“ meinte Lotte.

„Das hab' ich Mama schon gesagt. Wir verkaufen überhaupt nichts mehr. Wie sieht man denn schließlich da?“

„Lotte nimmt es so schwer,“ schluchzte die Witwe.

„Nein, ich will bloß, daß man es ein bißchen anständig behält.“ Lotte rümpfte die Nase: „Das Wissett will Mama auch noch verkaufen.“

„Ja, es wird wohl nichts andres übrig bleiben,“ die Mutter trocknete ihre Thränen, setzte sich auf das Sofa und zog die Verwandte neben sich nieder: „Die Tröbler geben ja so wenig. Für die Saloneinrichtung habe ich hundert Mark bekommen, für die Bilder hundertfünfzig; wenn wir das Wissett verkaufen und den Pfeilerpiegel dazu, giebt es vielleicht noch mal hundertfünfzig. Das wäre doch immerhin etwas und man könnte es als Kaution stellen, vielleicht bekäme man eine Filiale.“

„Hättest Du lieber die Möbel behalten und Zimmer vermietet,“ sagte Lotte.

„Ja, Lotte hat sich nun partout das Zimmervermieten in den Kopf gesetzt, aber man kann doch das nicht! Solche große Wohnma! Was kostet da nicht allein an Miete, und wenn man nun nachher alles leer behält! Was meinst Du?“ Sie sah die Tante fragend an.

Die schüttelte den Kopf: „Nein, nur nicht Zimmer vermieten! Nein, Lottechen, da hat Mama ganz recht, es ist viel besser, ihr seht zu, daß ihr ein kleines Geschäft bekommt. Bei einer Filiale ist wenigstens kein Mißlo.“

„Und obenein, wo ich mich noch von früher her aufs Geschäft verstehe,“ nickte die Witwe. „Ich hab mir auch schon ein paar Adressen aus der Zeitung notiert.“

„Das ist ja alles zu teuer,“ sagte Lotte, „acht- und neinhundert Mark Kaution, soviel hast Du ja doch nicht.“ Es lag ordentlich eine Befriedigung in Ihrer Stimme.

„Aber eins ist dabei, wo man nur dreihundert braucht, eine kleine Bäckereifiliale im Westen, ich hab' mich auch schon erkundigt, wir könnten sie gleich übernehmen, sie soll auch gut gehen.“

„Dann nur zugriffen,“ mahnte die Tante. „Ihr wißt dann wenigstens gleich, wovon Ihr leben könnt!“

„Aber doch nur nicht in 'ner Bäckereifiliale!“ Lotte fuhr auf: „Wo Papa schon Rentier war, soll Mama in 'ne Bäckereifiliale! So etwas Ordinares!“

„Wenn man sein Geld verloren hat, darf man danach nicht fragen, dann heißt es leben.“ Die Tante machte ein ernsthaftes Gesicht, dann lächelte sie plötzlich schalkhaft: „Und was findest Du denn am Zimmervermieten Feines?“

Lotte verzog das Mäulchen: „Aber 'ne Bäckereifiliale! Und es kommen nur Dienstmädchen hin und man soll womöglich noch mit jeder reden. In die Zimmer kann man doch vornehme Herren nehmen. Bei der Frau Müller unter uns wohnte mal 'n Doktor, und dann hat ihr Fräulein Müller geheiratet.“

„Ach und Du willst auch heiraten,“ die Tante lachte; selbst die Mutter verjüchte ein Näckeln. Aber Lotte wurde ärgerlich: „Ne, das hab' ich doch gar nicht gesagt; aber 'ne Bäckereifiliale, da bekommt man überhaupt keinen feinen Mann.“

„Sei zufrieden, wenn Du zu leben hast,“ sagte die Mutter. „Ich möchte überhaupt mal erst wissen, was Du für Pläne mit dem Leben hast, wir müssen doch etwas anfangen!“

„Wir können doch aber was Feines anfangen,“ maulte Lotte. „Du kannst ja thun, was Onkel Fritz sagt,“ sie wandte sich zu der Tante. „Er will nämlich vermitteln, daß Mama ins Würgerwitwen-Stift kommt, da hätte sie ein Zimmer für sich und Essen und alles, und wenn sie noch ein bißchen sticht, hat sie auch ihr Taschengeld, und sie braucht noch nicht mal zu sagen, daß sie für andre sticht.“

„Lotte, Du bist säredlich,“ stöhnte die Mutter, „jetzt will sie mich noch ins Spittel schicken; wir können doch arbeiten. In das Würgerwitwen-Stift soll ich hinein? Das wäre mir gerade, als käme ich ins Armenhaus.“

„Es wäre doch aber immer noch feiner wie 'ne Bäckereifiliale,“ sagte Lotte. „Es kommen da auch überhaupt nur feine Frauen hin, solche, die anstandshalber nicht arbeiten können. Onkel Fritz sagt: es wäre noch 'ne Auszeichnung, wenn Mama da angenommen wird!“

„Aber Du könntest doch auch nicht bei mir bleiben,“ schluchzte die Witwe, „was soll denn aus Dir werden?“

„Ich kann ja als Gesellschafterin gehen,“ sagte Lotte. „Siehst Du, Tante, das wär' doch auch fein, oder als Reisebegleiterin, und dann reise ich mit 'ner feinen Dame und bleibe doch immer in guter Gesellschaft. Und nenlich habe ich gelesen, 'ne Reisebegleiterin hat sich einen Bankier geheiratet; vielleicht finde ich dann auch 'n reichen Mann und dann kommt Mama natürlich auch gleich wieder aus 'm Stift und bleibt bei uns und wir haben alles wieder, wie es war!“

„Gott, solche Träume.“ Die Mutter sah gen Himmel.

„Vad'sichideen,“ stimmte die Tante bei.

Aber Lotte fuhr auf: „Na ich hab doch aber gelesen, daß so was passiert, und warum soll es uns denn nicht passieren? Und Mama sagt immer, ich wäre dummstolz, ich will doch aber bloß, daß wir so anständig bleiben, wie wir waren.“ —

Litterarisches.

k. **Litterarische Moden.** Auch in den Romanen giebt es Moden, so gut wie in andren Dingen. Besonders deutlich läßt sich dies, wie ein Londoner Journal ausführt, an den englischen Neuerscheinungen verfolgen. Vor einigen Jahren behaupteten die Problemromane und Novellen das Feld, Sie wurden meist von Damen geschrieben; am meisten in Erinnerung sind noch Sarah Grand's „Heavenly Twins“, Mrs. Henry Norman's „Gallia“, George Egerton's „Reynolds“, Jolas „Yellow Aster“ und Emma Brooks' „The Superfluous Woman“ geblieben. Der Ruhm Robert Louis Stevenson's brachte die Abenteuergeschichte in Mode, und viele Dichter erwarben Ruhm und ein Vermögen dadurch, daß sie „zurück zu Scott“ gingen. Wohl auch von Stevenson inspiriert war die regelmäßige Verlegung des Schauplazes der Handlung nach Schottland, wie überhaupt die englischen Romanschreiber oft bestimmte geographische Vorlieben haben. Dorset ist der Schauplatz aller Romane von Thomas Hardy, Quiller Couch wählt fast unverändert Cornwall für seine Szenen, Eden Whillpotts seine Heimat Devonshire, und W. B. Jacobs die Essexküste. Hall Caine schrieb Geschichten von der Insel Man, Rider Haggard geht nach Afrika und Marion Crawford fast immer nach Italien, das er so gut kennt. Eine große Zahl neuerer Bücher beschäftigt sich mit der Tragödie und Komödie der Londoner Armen, was vielleicht auf George Gissing zurückzuführen ist. In Verbindung damit denkt man an Arthur Morrison, Richard Whiting und Pett Ridge. In Amerika behauptet der historische Roman das Feld. Meliss. Houghton, Wiffen and Co. machen bekannt, daß sie 125 000 Exemplare der ersten Auflage von „Aubrey“ herausgegeben, einem neuen historischen Roman von Mary Johnston. —

Theater.

Berliner Theater. Die „Gioconda“ = Tragödie von Gabriele d'Annunzio. — Die „Gioconda“ ist schon früher auf Berliner Bühnen aufgeführt, deutsch und italienisch. Die Duse, die den Dichter zu diesem eigenartigen Werk inspiriert haben soll, trat in der Rolle der Silvia auf.

Damals ist viel über das Stück gestritten worden. Jedenfalls, zu einer rechten Bühnenwirkung — die Aufführung im Berliner Theater beständig das wieder — fehlt es ihm an Reichtum der

Charakteristik und innerer Entwicklung. Während und groß ist die Gestalt der Silvia Settala mit der alles hingebenden und verzehrenden Liebe im Herzen; ein tief ergreifendes Bild — ihre Erscheinung im letzten Akt, wo sie in den Falten des lang herabfallenden weißen Mantels ihre verstümmelten Arme bewegt. Aber wie farblos bleibt ihre Begierin, die „Gioconda“, auf deren Namen d'Annunzio sogar das Drama getauft hat, und vor allem wie peinlich und gequält wirkt die Katastrophe, der Kampf der beiden Frauen um die von Silbias Mann gemeißelte Statue, die, ungeschloßen von Gioconda, beim Wiederfüßen den herrlichsten Schmutz Silbias, ihre wunderbar besetzten Hände, mit denen sie das Kunstwerk Lucios schützen will, zerquetscht. Die ausgleichende Abfälligkeit in diesem Zufall, raffiniert und brutal zu gleicher Zeit, läßt keine reine Stimmung aufkommen. Das rührende Bild der verstümmelten, still daliegenden Silvia im letzten Akte ist um diesen Preis zu schwer erkauft.

Störend berührt auch die naive Technik, die nach alter Tradition der Silvia einen weiblichen und Lucio einen männlichen Vertrauten zuerteilt, die keinen anderen Verus im Drama haben, als daß sie den beiden Hauptpersonen Gelegenheit geben, ihre Empfindungen, Absichten und Pläne gesprächsweise darzulegen. So rhythmisch schön beschwingt, so bildreich und so anschaulich und düftig stimmungsvoll die Sprache ist, in der sie reden — Lucios Schilderung von Giocondas Schönheit erhebt sich zur Gewalt eines hinreichenden Hymnus — fehlt es ihr an der eigentlich dramatischen Klangfarbe, an der andeutenden beziehungsreichen Kürze, an jenen schmucklos natürlichen Worten, die uns wie mit Bliesklarheit plötzlich in die entlegensten Tiefen der Charaktere und in ihr Gewordensein hineinschauen lassen. Dies Andeutende und durch Andeutungen Spannende der Sprache, in dem Jbhen bisher der unerreichte Meister ist, geht dem Dialoge d'Annuncios völlig ab. Er hat von seinen Personen nicht allzubiel zu sagen, und was er sagt, das läßt er sie selbst mit doppelt und dreifach unterstrichenem Pathos in die Welt hinausrufen. Der lyrische Stimmungsdichter ist in ihm vielmals stärker als der Charakterdarsteller und Dramatiker.

Die Aufführung im Berliner Theater bot viel Erfreuliches. Sehr sympathisch, in der Erscheinung wie in Sprache und Spiel, war Fel. Maria Mayer als Silvia. Eine innere Wärme und seelische Annuit lag über der Gestalt und den sanften Bewegungen ihrer Arme. Rührend, aber doch in all ihrer Hilflosigkeit von tröstender Schönheit war diese Silvia in den Szenen des letzten Aufzuges. Dafür wurde die undankbare Rolle der Gioconda von Marie Frauendorfser recht undankbar gespielt. Lucios Schwärmerei für diese Dame schien unter solchen Umständen völlig unbegründet; die Streitszene der beiden Frauen, ohnedies durch allzu lange Deklamationen überlastet, konnte so erst recht zu keiner Wirkung kommen. Die Darstellerin, die hier über den Dichter hätte hinausgehen sollen, blieb weit auch hinter den ganz bescheidenen Anforderungen zurück. Herr Pittschau hatte sich mit der seiner Eigenart wenig liegenden Rolle des Lucio über Erwarten gut abgefunden. Connard war ein würdiger Lorenzo Gaddi, Siebert ein Cosimo Dalbo, der die herrlichen Landschaftsbilderungen des Dichters anschaulich und natürlich im Gespräche wiederzugeben verstand. Fräulein Taliansky als Sirenetta erschien mir etwas süßlicher als nötig. Sehr stimmungsvoll und fein waren, worauf die d'Annunzio großen Wert legt, die Dekorationen. Das vollbesetzte Haus folgte der Aufführung mit lebhaftem Beifall.

—dt.

Aus dem Tierleben.

— Ueber die Mäwen auf der Alster sprach ein Herr Jherodt kürzlich im Hamburger „Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung“. Der „Hamburgische Korrespondent“ berichtet über den Vortrag: Schon seit mehreren Jahren hielten sich während des Winters einige Mäwen auf der Alster auf, wo sie, von den Menschen gefüttert, über die Zeit des Futtermangels hinwegkamen. Jeden folgenden Winter kamen mehr und jetzt sind Tausende als Gäste bei uns. Es sind in großer Mehrzahl Lachmäwen und die übrigen Sturm- und Möwen. Erstere brüten in großer Zahl auf einigen Inseln der holsteinischen Seen; auf dem Plöner und Sibbersdorfer See zählte Referent Tausende von Nestern dicht aneinander gedrängt, so daß man kaum einen Fuß hineinsetzen konnte, ohne Eier oder Junge zu beschädigen; sie nisten nur in größeren Kolonien. Da sie durch Vertilgung des Ungeziefers sehr nützlich sind, stehen sie unter behördlichem Schutz und nur selten wird die Erlaubnis zum Betreten der Inseln während der Brutzeit erteilt. Gegen das Frühjahr bekommen sie einen dunkelbraunen Kopf und Vorderhals, was jetzt am besten zu beobachten ist, und zum Winter wird beides wieder weiß. Die Sturm- und Möwen nisten auf Inseln der See, z. B. auf Sylt und auf dem Langen Werder bei Poel (Wismar), wo Referent an hundert Nestern auf der kurzgrasigen Wiese zählte, etwas entfernt von einander und stets in Gefahr, von den weidenden Kühen zertreten zu werden. —

Geologisches.

ie. Der größte unterirdische See der Welt ist, soweit bekannt, der im Jahre 1898 von dem Franzosen Martel entdeckte und benannte See Miramar. Er befindet sich in der Drachengrotte (Cueva del Drach), die 18 Kilometer von Manacor auf der Insel Majorca (Mallorca) gelegen ist. Die Höhle ist schon seit langem berühmt, war jedoch bis zu den Forschungen von Martel

nur in einer Länge von 800 Metern erkundet, während Martel ihre Fortsetzung bis zu zwei Kilometer Länge erforscht hat. Die Höhle ist eigentlich eine Meeresgrotte, sie wird von keinem unterirdischen Fluß durchströmt, und das Wasser ihrer Seen stammt zum Teil aus eingedicktem Meerwasser, zum andern Teil aus Quellen im Gestein. Der See Miramar hat eine Länge von 177 und eine Breite von 30–40 Meter und ist 4–9 Meter tief. Die chemische Untersuchung hat erwiesen, daß das Gewässer zu einem Teil aus Seewasser und zu 3 Teilen aus Süßwasser besteht. Diese Zusammensetzung gilt nicht auch von den übrigen Wasseransammlungen in der Höhle, die vielmehr um so salzhaltiger sind, je näher sie dem Eingang der Höhle liegen. Im vorigen Jahre hat Martel die Grotte von neuem besucht und mit Zuhilfenahme von Magnesium-Blitzlicht einige ihrer schönsten Räume photographisch aufgenommen. Die Bilder, von denen der Pariser „Cosmos“ Proben giebt, lassen auf eine unerhörte Pracht in der natürlichen Ausstattung der Höhle schließen. Die Decke eines der unterirdischen Säle ist durch eine große Zahl von Tropfstein-Säulen gestützt, die das Aussehen von schlanken Palmenstämmen vorläuschen und das Gewölbe wie mit einer Blätterkrone zu stützen scheinen. Eine große Sebenswürdigkeit ist ferner der „See der Freuden“, dessen Wasser beinahe ganz süß ist. In ihn hinein ragt eine Art von Vorgebirge in Form eines scharf geschnittenen Kreuzes, und von den Wänden spritzen unzählige glänzende Kristallnadeln hervor, die sich bei scharfer Beleuchtung in dem stillen Wasser wieder spiegeln. Das größte Wunder der Grotte ist aber ohne Zweifel der See Miramar mit seinen Säulen, Obelisken, schimmernd weißen Inseln und dem Glitzern der Milliarden und Abermilliarden von Kristallen, die ihn wie mit einem feenhaften Schleier umgeben. Man kann es fast verstehen, daß Martel in seiner Begeisterung über diesen Zauber der Natur an die Paläste in „Tausend und einer Nacht“ denkt und daß ihm gar der Einfall gekommen ist, die maurischen Baukünstler könnten sich in einer solchen, und gerade dieser namligen Grotte, die Vorstellungen geholt haben, nach denen sie ihre Städte im alten Spanien mit ihrer wunderbaren Pracht schmückten. —

Humoristisches.

— Resignation. Herr Maier, Sie haben Trauer, doch nicht etwa Ihre Frau gestorben?

„Na, da kennen Sie die schlecht.“ —

— Im neuesten intimen Leberbrettl-Cabaret-Theater. Der Philister: Was wird eigentlich hier aufgeführt? Ich sitze hier nun schon drei Viertelstunden und sehe noch immer nichts auf der Bühne.

Der Cabaretmensch: Sehen? Oh, darüber sind wir längst hinweg, hier denkt sich jeder was er will! —

— Tiefsinnig. Sie: Du bist doch so nachdenklich, Joseph? Er: Ja, Noja, mir is heute so philosophisch. Weißt Du, wie mir das ganze menschliche Leben vorkommt? wie e Schatten an der Wand. Werste um de Wand, — eweg is der Schatten! — („Luftige Blätter.“)

Notizen.

— Im Secejjions-Theater findet am 2. Ostertage eine Matinee statt. In Scene gehen: „Anca“, ein Zweiakter des Rumänen J. L. Caragiale, und „Eine interessante Geschichte“ von Adolf Flaks. —

— „Die Tragödie des Genies“, ein Einakter von Karl Höger, gelangt demnächst in Wolzogens „Duntem Theater“ zur Aufführung. —

— Hennie Sachs Lustspiel „Ueber der Liebe...“ wird am 1. April im Hamburger Thalia-Theater seine Erstaufführung erleben. —

c. Für die neue Oper von Camillo Saint-Saens „Parhatis“, deren Partitur bereits fertiggestellt ist, wird eine großartige Inszenierung vorbereitet; die Dekorationen werden nach den Kopien künstlerischer Denkmäler angefertigt. Ein sehr originelles Ballett wird von 60 Tänzerinnen getanzt werden. Die Frauenscenen werden in den Konzerten und Haupttheatern von Paris und der Provinz ausgestellt, die Männerchöre aus den Gesangsvereinen von Béziers; es werden im ganzen 240 Sänger sein. Die Orchester werden zusammen nicht weniger als 360 Mann zählen. Die Aufführung in der Arena von Béziers wird im nächsten August stattfinden. —

— Ein internationaler kulturhistorischer Kongress wird vom 9. bis 12. September in Innsbruck abgehalten. Mit dem Kongress ist eine Ausstellung von Werken lebender Tiroler Künstler sowie älterer Kunstwerke Tirols und aus tirolischem Privatbesitz verbunden. —

— Die große, von den Südstaaten Australiens her ausgesandte Forschungsreise unter Spencer und Gillen sibt an der öden Küste des Golfs von Carpentaria fest und kann nicht von der Stelle. Die Regierung von Queensland hat Anfang Februar den in Normanton stationierten Lootsenschiffen Vigilant nach Barrooloola gesandt, um die Mitglieder der Expedition, die bereits Mangel zu leiden begannen, abzuholen. Der Zweck der Forschergesellschaft ist erreicht: der Kontinent wurde in der bestimmten Richtung von Süden nach Norden durchquert und die wissenschaftliche Ausbeute dürfte sehr reich sein. —